

Der letzte Dreck

Von den Spuren des horror vacui

Horror vacui ist als gemeinsames Fotoprojekt mit Mrs Concrete nach der Räumung von wohnungslosen Menschen auf dem Brachland auf dem Gelände des Güterbahnhofes in Bremen entstanden.

Der Begriff horror vacui lat. „Angst vor der Leere“ ist auf Aristoteles zurückzuführen, der damit das Phänomen beschreibt, dass die Natur kein Vakuum kennt. Die Angst vor der Leere, die auch als Angst vor dem Nichts übersetzt werden kann, rückt uns in der Zeit des Coronavirus COVID-19 unangenehm nahe.

Vor diesem Hintergrund bestätigt sich die Angst vor dem „Unsichtbaren“ mit dem tödlichen Ende. Die Angst, dass es plötzlich uns selbst treffen könnte, dass soziale Lücken in unseren engsten Kreisen entstehen könnten, ist mehr als unheimlich.

Ein Großteil der künstlerischen Auseinandersetzung in meinen Arbeiten befasst sich mit „lückenhaften“ und „unsichtbaren“ Geschehnissen / Begebenheiten im historischen und biografischen Kontext. Die Unsichtbarkeit erhält durch das Erzählen ihre Sichtbarkeit. Die Arbeit horror vacui reiht sich in das Narrativ ein.

Ein Ort der Zwangsgeräumt wurde, dessen Bewohnerinnen einer Gruppe angehören, die hauptsächlich als Kategorie in der Geschichtsschreibung sowie in der Gegenwart vertreten ist, verschwindet und hinterlässt lediglich einen Haufen Dreck und Schutt der wochenlang eine Brach-Landschaft ziert. Doch die Individuen bleiben namenlos und anonym. Die Anonymität ist zweigleisig. Sie dient als persönliches Schutzschild, erlaubt der Person, sich ohne weiteres aus dem gesellschaftlichen Leben zu verabschieden und sich unsichtbar durch die Weltgeschichte zu bewegen. Dieser Ausstieg ist mit einem hohen Preis verbunden und basiert im seltensten Fall auf Freiwilligkeit. Es sind Begebenheiten und Umstände die Menschen in eine gelähmte Situation stürzen, in der sie jegliche Möglichkeit der Selbstbestimmung innerhalb unserer regulierten Gesellschaft verlieren. Wer kein Dach über dem Kopf hat, hat nicht nur keine Möglichkeit auf Rückzug, sondern ist jeder Facette der Gewalt ausgeliefert*. Zusätzlich findet ein Ausschluss aus dem sozial-gesellschaftlichen Leben statt, gefolgt von Stigmatisierung, Mitleid und Verachtung. Angewiesen auf Almosen, unsere Gutwilligkeit, soziale Einrichtungen und Projekte, die für die tägliche Ernährung sorgen oder einen sauberen Platz zum Schlafen bereitstellen.

Das ist aktuell Geschichte. Die Unterkünfte haben geschlossen. Die Sozialarbeit zieht sich zurück. Vereinzelt kämpfen Projekte mit der momentanen Situation, sie suchen nach Lösungen für die nötigsten Versorgung.

Von der Hausfassade der Polizeistation bis zum Hintereingang am Bremer Hauptbahnhof steht alle zwei Meter eine Person die Wand entlang. Die einzelnen Körper drehen und wenden sich. Tüten knistern. Stille. Keine hörbare Kommunikation. Zwischendurch ein Wimmern oder Schnaufen. Jacken streifen die Bordkante der Steinfassade. Doch da ruft einer der anderen etwas zu. Es bleibt unverständlich. Der kalte Stillstand erstickt die Silben. Gehemmte Blicke kreuzen sich und warten. Warten auf Anweisungen einer Person mit Mundschutz. Es ist Zeit für die Essensausgabe.

Die lebendige Warteschlange von neulich war einmal.
Auch hier ist Unsicherheit das Diktum. In der Masse unbeachtet untergehen ist nicht mehr.
Der Ausnahmezustand katapultiert die Verwaisten, die Dreckigen, die Verwaahlsten, denen wir nie zu nahetreten wollten, in die Sichtbarkeit.
Sie tummeln sich auf öffentlichen Plätzen um den Bahnhof, einzeln oder in Kleingruppen, stehen zusammen oder sitzen getrennt auf Parkbänken. Pfeifen, singen, konversieren mit ihrer Eminenz oder anderen. Es ist definitiv etwas los in der Stadt.
Hände umklammern das in Tüten gestopfte Zuhause.
Unsichtbarkeit war gestern.

Ich stehe vor dem Gemüseregal im Supermarkt und höre von weitem Stimmen. Drei Männer zwischen 25 und 50 grölen angeheitert durch den Supermarkt. Sie sind besoffen und auf sonst was drauf. Der jüngste kommt auf mich zu, er schnorrt mich an. Ich weiche aus und fühle mich in die Enge getrieben. Abstand, Seuchen und Gomorrha, schießt es mir durch den Kopf und springe erschrocken zur Seite. Touché ! Ich schaue weg und schäme mich. Ich habe ihm nichts gegeben, habe ihn aber auch nicht gefragt, ob er etwas aus dem Supermarkt haben möchte. Er kam mir zu nah, ich fühlte mich bedrängt, ich hatte keine Wahl.
Ich hatte keine Wahl? Sein Klientel ist aus dem öffentlichen Leben verschwunden.
Es sitzt zu Hause, geht online ins Museum und wartet auf bessere Zeiten.

Eliana Renner

*Mehr als 70.000 Frauen in Deutschland leben auf der Straße. Das Leben auf der Straße ist für Frauen gefährlicher als für Männer. Sie sind häufiger Opfer von Gewalt und sexuellem Missbrauch, auch aus den Kreisen Obdachloser.